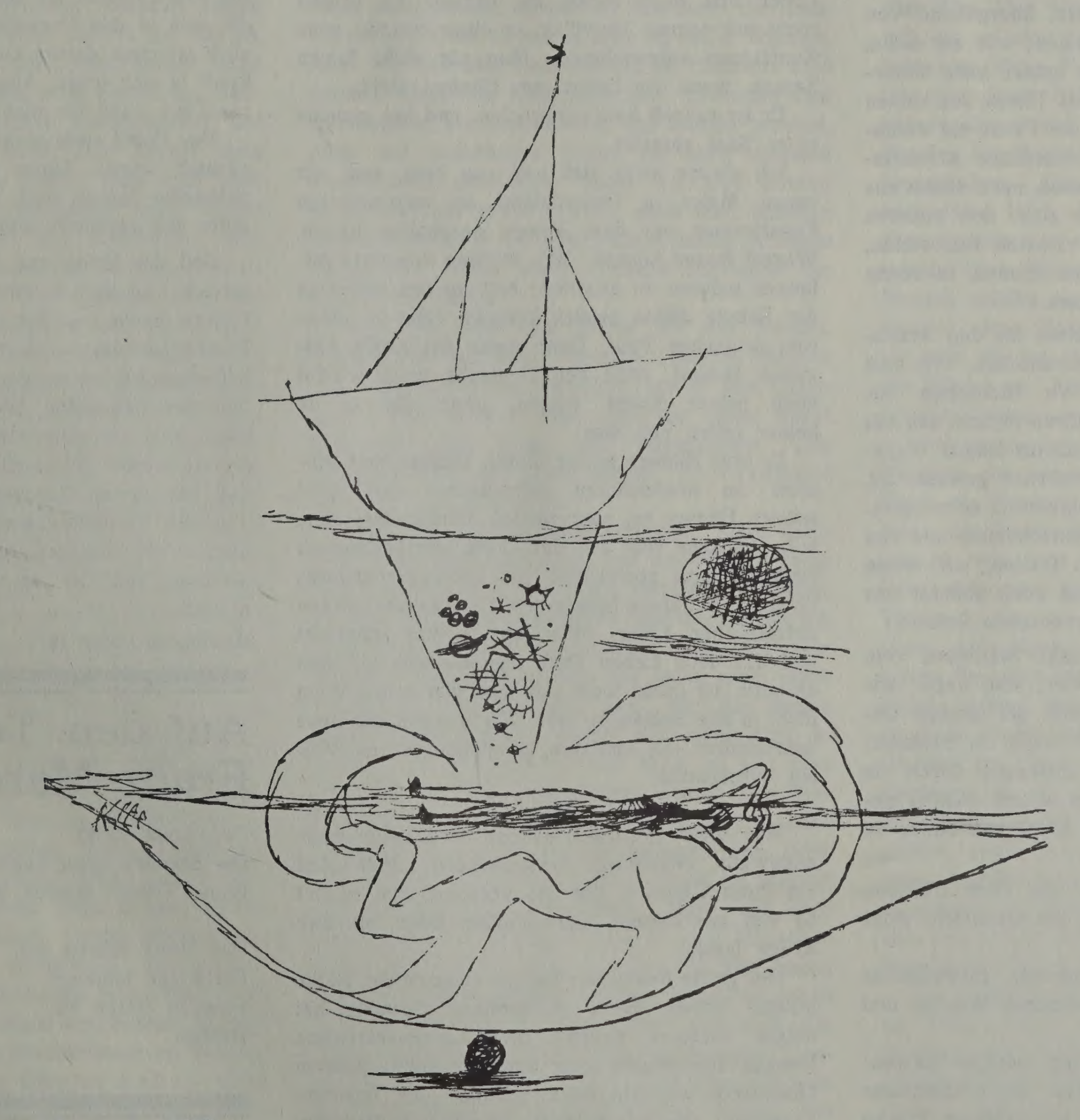
DER STURM

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	Herausgeber und Schriftleiter HERWARTH WALDEN	Kunstausstellung Berlin / Potsdamer Straße 134 a

SIEBENTER JAHRGANG — BERLIN APRIL 1916 — ERSTES HEFT



Paul Klee: **Traum zu Schiff / Zeichnung**

Im Fegefeuer des Krieges

Franz Marc

Was wir Krieger in diesen Monaten draußen erleben, überragt in weitem Bogen unsere Denkkraft. Wir werden Jahre brauchen, bis wir diesen sagenhaften Krieg als Tat, als unser Erlebnis werden begreifen können.

Vielleicht schürfen die in der Heimat Verbliebenen schon ein paar Schichten tiefer in seinen Geheimnissen. Wir, die wir draußen sind, immer Erwartungen und Befehle im Kopf, unermüdlich reiten und marschieren, um dann ein paar Stunden zu schlafen wie die Bären — wir können nicht denken. Wir können nur primitiv erleben; unser Bewußtsein schwankt oft zwischen zwei Fragen: Ist dieses tolle Kriegerleben nur ein Traum, oder sind unsere Heimatgedanken, die uns manchmal streifen, der Traum? Eher scheint beides ein Traum zu sein, als beides wahr.

Wir liegen an einem Waldrand mit unseren Munitionswagen; gewitterartig rollt der Kanonendonner am ganzen Horizont. Ueberall die kleinen Sprengwölkchen; beides gehört schon zur Landschaft, wie auch das Echo, das jeden Schuß verdoppelt weiterträgt. Plötzlich ein Surren, das in einem ungeheuren Bogen über uns weggeht, ungleich, in steten Schwingungen, übergehend von hellem Pfeifen in tiefes Brummen; wie der hohe, weite Schrei des Raubvogels, immer kurz hintereinander, mit dem Eigensinn des Tieres, das keinen anderen Ruf kennt. Dann in der Ferne ein dumpfer Knall. Es sind schwere, feindliche Artilleriegeschosse, die über uns wegrasen, nach einem uns unbekannten Ziel. Ein Schuß zieht den anderen nach. Der Himmel steht im reinsten Herbstblau, und doch fühlen wir die hohen Rinnen, in denen die Geschosse ihn durchstürmen.

Der Artilleriekampf hat selbst für den Artilleristen oft etwas Mystisches, Mythisches. Wir sind Kinder zweier Weltalter. Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts erfahren täglich, daß alle Sage, alle Mystik, aller Okkultismus einmal Wahrheit wird, also auch einmal Wahrheit gewesen ist. Was Homer von dem unsichtbaren, donnergrollenden Zeus singt, dem fernhintreffenden, und von Mars mit seinen unsichtbaren Pfeilen, wir haben es zu Wahrheit gemacht. Und doch schützt uns alles Wissen nicht vor dem mystischen Schauer.

Man sagt uns, daß das nahe Städtchen vom Feind in Brand geschossen wird, also liegen wir wohlgeborgen unter dem Zenith der großen Geschoßkurve. Wir bleiben die Nacht in Stellung; das Sausen tönt über uns lautsingend durch die klare Nacht. Wir schlafen in unsere Mäntel gehüllt. Die Pferde senken die Köpfe und ruhen im müden Stehen.

Nun ist ein jeder für sich und kann träumen, denken, wenn ihm der Schlaf die Gedanken nicht abreißt.

In einer kleiner Ecke unseres Bewußtseins grübeln wir vielleicht noch zwischen Wachen und Schlafen:

Kaum war ein großer Krieg weniger Rassenkrieg als dieser. Wo ist heute die germanische Rasse? Hat dieses Wort je ein größeres Fiasko erlebt? Man wird sich endgültig daran gewöhnen, anstatt „germanisch“ das Wort „deutsch“ zu setzen; dafür wird der deutsche Adler auch ein paar wuchtige Krallen mehr in sein Wappen bekommen; den neuen deutschen Adler möchte ich gern zeichnen, wenn dieser Krieg einmal vorbei ist.

Ja, wenn der Krieg einmal vorbei ist, was wird dann in Deutschland?

Wird es neben dem politischen Deutschland auch ein künstlerisches geben?

Wir haben in den letzten Jahren vieles in der Kunst und im Leben für morsch und abgetan erklärt und auf neue Dinge gewiesen.

Niemand wollte sie.

Wir wußten nicht, daß so rasend schnell der große Krieg kommen würde, der über alle Worte weg selbst das Morsche zerbricht, das Faulende ausstößt und das Kommende zur Gegenwart macht.

* * *

Durch diesen großen Krieg wird mit vielem anderen, das sich zu Unrecht in unser zwanzigstes Jahrhundert hinübergerettet hat, auch die Pseudokunst ihr Ende finden, mit der sich der Deutsche bislang gutmütig zufrieden gegeben hat.

Der Drang der Deutschen, formbildnerisch Neues in Musik, Dichtung und Kunst aufzunehmen, war in der letzten Generation so gering, daß man sich die schlechtesten und fadenscheinigsten Wiederholungen alter guter Kunstformen gefallen ließ. Das Volk als Ganzes ahnte wohl den großen Krieg sicherer als der Einzelne und spannte alle seine Nerven nach ihm.

Kunst in solcher Wartezeit war nicht aktuell, Kunst als Volkstat unzeitgemäß.

Das deutsche Volk ahnte, daß es erst durch den großen Krieg gehen mußte, um sich ein neues Leben und neue Ideale zu formen. Es behielt recht mit seinem Unwillen, in elfter Stunde neue Kunstideen aufzunehmen. Man sät nicht feinen Samen, wenn ein Sturm am Himmel steht.

Er ist schnell hereingebrochen und hat manche zarte Saat zerstört.

Ich glaube nicht, daß viel von dem, was wir neuen Maler in Deutschland an ungewohnten Kunstformen vor dem Kriege geschaffen haben, Wurzel fassen konnte. Wir werden von vorn anfangen müssen zu arbeiten; erst an uns selber in der Schule dieses großen Krieges, dann an unserem deutschen Volk. Denn wenn das große Aufatmen kommt, wird der Deutsche auch wieder nach seiner Kunst fragen, ohne die er in keiner reifen Zeit war.

Er war Bildner in der Gotik, Dichter und Musiker im neunzehnten Jahrhundert und wird wieder Bildner im zwanzigsten Jahrhundert sein. Wir Deutsche sind seit der Gotik formbildnerisch unsagbar arm geworden; wir besorgten anderes für die Welt; heute besorgen wir das Letzte: diesen entsetzlichen Krieg. Wer ihn draußen miterlebt und das neue Leben ahnt, das wir uns mit ihm erobern, der denkt wohl, daß man den neuen Wein nicht in alte Schläuche faßt. Wir werden das neue Jahrhundert mit unserem formbildnerischen Willen durchsetzen.

* * *

Wie viele Gedanken Christi sind heute noch ungewußt, ungenutzt, verschwiegen. Jede Zeit hat ihren Christus, den sie verdient, und nimmt so viel aus diesem unerschöpften Born, als ihre Krüge fassen.

Der große Nazarener hat die Gesetze der Natur intuitiv erfaßt. Seine bilderreiche Sprache hat neben unserem neuen erkenntnis-theoretischen Denken ihre Wucht nicht verloren. Seine tiefsten Gedankeln wandeln noch parallel mit unserem Forschen; wir hören noch immer das Murmeln dieses lebendigen Quells neben uns.

In so wilden Tagen wie den unseren werden alle uralte Fragen neu gestellt, manche toten totgesagten Fragen stehen auf aus ihren Gräbern. Alle großen Ereignisse der Weltgeschichte sind große Gerichtstage für die menschliche Erkenntnis. Die ehrwürdigsten Meinungen und Glaubenssätze werden neu gewogen. Was gestern galt, ist heute verpaßt und abgetan. Nur die guten Dinge bleiben, die echten, inhaltsschweren, wahren; sie gehen geläutert und gestählt durch das Fegefeuer des Krieges.

Wir Europäer haben in jahrhundertelanger ernster, gemeinsamer Arbeit einen solchen echten — nach Menschenwissen echten, wahren Schatz gehoben, ein Erbgut, das noch jeden Krieg überdauert hat und an dem kein Rost nagt: die „exakten Wissenschaften“. Zum ersten und einzigen Male ist dem menschlichen Geist das „Absolute“ geglückt: sich ein Reich zu schaffen, das „auch nicht von dieser Welt“ ist und doch alles, was Welt ist, fühlend und ordnend durchdringt. Die Wissenschaften kennen keine nationale Schranken, die Politik hat keinen Raum in ihnen. Alle modernen Menschen, alle guten Europäer stehen im Bann und Bunde dieses Reiches.

Wir können es nicht gutheißen, daß dem Geiste dieses obersten europäischen Gewissens entgegen einige deutsche Gelehrte mit gutem Namen etwas unternommen haben, das in Europa wie ein Signal zum Bannbruch wirken könnte: „sie verzichten in deutschem Nationalgefühl auf die ihnen durch Auszeichnungen von englischen Universitäten, Akademien und gelehrten Gesellschaften erwiesenen Ehren und damit verbundenen Rechte“. Das ist nicht gut. Hier wird auf dem freien Forum der Wissenschaft ein Zaun errichtet; er kann nicht lange stehen; denn die Wissenschaft ist stärker, eine geistige Macht, die sich in das Unendliche dehnt; aber der Versuch ist eben darum nicht gut, weil er keine Zukunft in sich trägt. Alle nationale Erregung unserer Tage kann ihn nicht rechtfertigen.

Der Feind steht nicht dort, wohin der Pfeil abgesandt wurde. Unser deutscher Kulturgeist und nationaler Impuls muß in ganz anderer Richtung aktiv und aggressiv werden.

Soll der Krieg uns das bringen, was wir ersehnen und das in einem Verhältnis zu unseren Opfern steht — der Atem stockt vor dieser Riesengleichung —, so müssen wir Deutsche nichts leidenschaftlicher meiden als die Enge des Herzens und des nationalen Wollens. Sie verdürbe uns alles. Wer hat, dem wird gegeben. Nur mit dieser Devise werden wir auch geistig die Sieger bleiben und die ersten Europäer sein. Der kommende Typ des Europäers wird der deutsche Typ sein; aber zuvor muß der Deutsche ein guter Europäer werden. Das ist er heute nicht immer und überall.

Geschrieben Herbst 1914

Auf den Tod von Franz Marc

Der Atem welkt
Die Stunden gehn gebückt
Blaue Tränen trösten das Leid

Das Wort schreit auf
Die Klage jammert
Stunden bluten hin
sterben

Sophie van Leer

Bilder

Vortrag zur Eröffnung der Sturm-Ausstellung in Den Haag

Mit dieser Ausstellung wird ein Ueberblick über die neue Bewegung in den bildenden Künsten gegeben. Ein Ueberblick, der zugleich das Blickfeld der Zeitgenossen erweitern wird. Der größte

Teil der Zeitgenossen ist zu stolz auf seine Augen, mit denen er nicht einmal sehen gelernt hat. Er verlangt vom Bildwerk die Wiedergabe des eigenen optischen Eindrucks, der nicht einmal sein eigener ist. Hätte er ihn, so wäre er schon künstlerisch. Künstler sein heißt eine eigene Anschauung gestalten können. Die Einheit von Anschauung und Gestaltung ist das Wesen der Kunst, ist die Kunst. Die großen Neuerer des neunzehnten Jahrhunderts haben ein doppeltes Erbe hinterlassen, ein materielles, das ihren Epigonen und Nachahmern von heute zufiel und das diese angstvoll festhalten und ein geistiges, das mit dieser Ausstellung vorgeführt wird. Jene klammern sich an die Form, die Größere geschaffen haben. Statt Eigenes zu gestalten, ahmen sie Gestalten vergangener Bilder nach. Und zwar nur die Bilder, nicht einmal die so kläglich oft herbeigerufene Natur. Und Nachahmung kann nie Kunst sein. Es bedeutet nichts, geliebte Bilder nachzufärben, oder die geliebte Natur zu verfärben. Die affenhafte Fähigkeit, nachzuahmen, vermißt man bei den Künstlern der Gegenwart, die das geistige Erbe der großen Neuerer angetreten haben. Man redet von dem Fehlen der Form und meint das Fehlen der Uniform. Menschen sind wir zwar alle, aber trotzdem gleicht kein Körper dem andern. Das Gleichen wird nur durch die Uniform vorgetäuscht. Man bleibt sich gleich, auch wenn die Uniform mit der Mode wechselt. Selbst ein Sich-Zurückanziehen in Biedermeierröcke, Krinolinen, römische Togen oder griechische Faltenkleider ändert am Körper nichts. Und den Körper der Kunst ändert nicht einmal das Licht von außen, nicht einmal das Hell-Dunkel. Den Körper ändert ausschließlich der Geist, dem der Körper dient. Den Körper ohne Geist zu malen, ist keine Kunst. Man malt aber noch nicht geistig, wenn man Geister malt. Selbst ein schöner Geist ist nur ein Schöngeist, also kitschig. Kunst ist die persönliche Gestaltung eines persönliches Erlebnisses. Das Einzige, was den Künstler bindet und zugleich ihm Halt gibt, ist das Material seiner Kunst. Jede konventionelle Form aber ist ein Gerüst für einen einstürzenden Bau oder ein Korsett für einen verfallenden Körper. Kunst ist Geburt und nicht Wiedergeburt, auch wenn man sie Renaissance nennt. Wenn man eine edle Frucht geniessen will, muß man die Schale opfern. Auch die schönste Schale hilft nicht über die Schalheit des Innern. Der Künstler malt, was er schaut mit seinen innersten Sinnen, den Ausdruck, die Expression seines Wesens. Der Künstler ist sich bewußt, nur ein Wesen der Wesenheit zu sein. Er ist vergänglich und deshalb sich selber wie alles Vergängliche ihm nur ein Gleichnis. Er spielt im Leben, er spielt mit dem Leben, er spielt Leben. Der Eindruck von außen wird ihm der Ausdruck von innen. Er ist Träger und Getragener seiner Visionen, seiner inneren Gesichte. Kann er dafür, daß Gesichter anders aussehen. Wurde Beethoven sein Rhythmus vormarschiert? Wohl aber ließ er Menschenheere aller Länder nach seinem Willen stürmen, siegen oder fallen. Große Meister der älteren Zeit, Matthias Grünewald und Greco, Seghers und Cézanne bildeten die Menschheit nach ihren Bildern. Die jüngst vergangene Malerei stellte die Menschheit zu Kostümfesten zu Wasser und zu Lande auf. Die Künstler haben nicht mehr gebildet, dafür waren sie es. Der wirkliche Künstler muß der Bildner seiner Bildungen sein. Und die Gebildeten insgesamt sollten sich endlich entschliessen, aus der Passivität der Bildung zur Aktivität des Bildes aufzuschauen.

Die Bildung ist eine Tatsache, die die Tat vernichtet und uns zu einer Sache macht. Wir schliessen unsere allgemeine Bildung ab, und werden Spezialisten. Wir nennen uns dann auch Analytiker. Und bringt die Sache wenig Geld ein, nennen wir uns Wissenschaftler. Manchmal auch Forscher. Wir forschen nach den Elementen. Erst gab es nur vier, dann sechzig, jetzt ungefähr einhundert. Und jedesmal, wenn die Herren Forscher die Elemente ansehen, sind es wieder mehr. Wir forschen nach den Bakterien, finden sie, aber die Krankheit wuchert ruhig weiter, nur wissenschaftlicher. Wir forschen nach den alten Meistern und finden jeden Monat neue Rembrandts. Erst neulich hat ein ganz großer Rembrandtforscher festgestellt, daß Rembrandts Reichtum mit seiner Armut zunahm. Ein altes Rezept übrigens, das immer noch wie neu auf Ärzte wirkt. Andere Kunsthistoriker suchen die Plätze auf, an denen ein guter Mensch geweilt hat und die er ihnen nicht vorenthielt. Das Meer sieht zwar anders aus, wenn man hinkommt, aber man beruhigt sich, das Wetter war eben damals offenbar günstiger. Die Landschaft hat sich verändert, man mußte die Bäume fällen, um Häuser zu bauen, auf daß die Landschaftsbilder einen Platz fänden, sie, die es mehr gibt, als Bäume aller Wälder. Die abgemalten Menschen sind gestorben, aber irgendwo lebt immer die Kusine einer Kusine. Und mancher Schädel hat sich noch tadellos in der Erde erhalten. Das ist die vergleichende Kunstwissenschaft. Kunstwissenschaftler, die nicht mehr ganze Bilder sehen können, beschäftigen sich mit interessanten Einzelheiten, insbesondere mit der Zusammensetzung der Leinwand. Einzelheiten, die ihnen nicht passen, nennen sie übermalt. Sie lösen mit der Kraft der Elemente alles ab und o Wunder, jedes Mal war eine Untermalung da. Elemente sind nämlich klüger als Kunsthistoriker. Elemente sind Synthetiker, sie binden, was die andern trennen. Aber auf analytische Weise ist noch niemand Kunstkenner geworden. Nicht darauf kommt es an, daß der große Name noch lebt, sondern darauf, daß das Bild lebt. Namen haften in jedem Gedächtnis, Bilder nicht. Darum überleben die Namen die Bilder.

Aber ein Bild lebt länger als alle Namen. Ethnographie ist keine Graphik. Unsere Museen sind ethnographische Anstalten und in den ethnographischen Museen liegt noch die große Kunst begraben. Die Kunst der Namenlosen. Der Künstler sieht und sucht Bilder. Er erinnert sich nicht, er ersinnt.

Seien wir doch einmal natürlich. Aber wirklich. Denn wird man bestreiten wollen, daß unser Körper und alle Körper sich fortwährend bilden. Tut das der Körper nicht mehr, sind wir nämlich tot. Doch während unser Körperliches lebt, steht unser Verstand still. Wir merken das nicht, denn unser Verstand ist sehr schnell satt. Nur der Magen schreit. Der Körper erinnert uns wenigstens an sein Bilden. Plötzlich ist der Rock zu eng oder die Bluse zu weit. Wir merken etwas. Der Verstand ist satt. Wir wissen alles. Alles ist schon dagewesen, nur wir sind nie dabeigewesen. Denn wir wußten ja schon alles. Da kommt ein Mensch und sieht den Körper wachsen. Man zieht doch manchmal den Rock aus, es soll auch Menschen geben, die durch die Röcke sehen. Es gibt Augen die sehen, wie sich Zellen lieben. Forscher sehen nur, wie sie sich trennen. Denn erst muß das Leben herausgenommen sein, ehe man das Trennen untersuchen kann. Aber die Liebe soll man auch schon bei Lebenden gesehen haben. Die Liebe, die umarmt, die Liebe, die gebiert, die Liebe, die Frucht trägt, die Liebe, aus der das Leben blüht. Die Liebe untersucht nicht, die Liebe sucht. Die Suchenden finden sich, vereinen sich. Dichter, sogar alte Dichter, nennen Liebende ein Bild für Götter. Bilder sind stets für Götter.

Nur wenn man Liebende abmalt, ist noch kein Bild geschaffen. Liebende stellen sich nie zur Liebe auf. Liebe wird gefühlt, von den andern noch immer nicht geahnt, weil sie eben die Liebe nur an der vollendeten Tatsache und nicht an der Liebe erkennen.

Nun wissen Sie zwar noch immer nicht, was ein Bild ist. Aber Sie fühlen es vielleicht. Wir alle beobachten nicht, wie wir wachsen. Aber wir sehen den Erwachsenen vor uns. Sehen wir doch einmal auf die Bilder. Fragen wir doch einmal nicht, wie sie gewachsen sind. Stellen wir uns doch einmal nicht gegenseitig vor. Wir sind deshalb nicht unhöflich, denn wir gehen ja nicht zum Bilde. Wir stehen vor ihm. Oder richtiger unter ihm. Warum stehen wir immer über dem Bilde. Warum drängen wir uns dem Bilde auf. Seien wir doch einmal bescheiden. Vielleicht stehen wir vor einem König, der nicht König spielt, weil er König ist. Sehen wir doch einmal hin. Sehen wir doch einmal, wie auf diesen Bildern Formen und Farben mit einander spielen, Formen und Farben in innigsten Beziehungen leben, Formen und Farben glücklich sich selbst genug sind. Sehen wir doch einmal wie dort Strenge starrt, dort Milde bläut, dort Glück rötet, dort Liebe grünt, dort Haß vergilbt, aber wehren wir schnell unserm Verstand. Denn Liebe grünt nicht nur, Liebe rötet auch, Haß vergilbt nicht nur, Haß schwärzt auch. Jedes Wort ist nur ein Gleichnis, jedes Bild nur dann ein Sinnbild, wenn es mit dem Sinn und nicht nach einem Sinn lebt. Sonst wird jeder Sinn ein Unsinn. Denn jeder Unsinn stammt aus dem Sinn. Und wenn man schon verständig sein will, so sei man wenigstens vernünftig. Der eine liebt eine dicke Frau, der andere eine schlanke. Der eine kann Eichen nicht ausstehen, und der andere ärgert sich über Lorbeer. Es gibt keine Gesetze der Schönheit. Es gibt nur Gesetze des Organischen. Alles Organische ist schön. Dick oder dünn, kurz oder lang, das ist alles gleich, aber organisch muß es sein. Warum soll jene gerade Linie einen Knick bekommen, weil ein Mensch zufällig eine Nase hat. Warum soll jenes Dreieck einen Höker haben, weil auf dem Berge ein paar Bäume stehen. Was gehen das Dreieck die Bäume an. Kümmern sich die Nasen um die geraden Linien oder die Bäume um die Dreiecke.

Also vergleichen wir nicht. Weder mit den alten Meistern, die meistens nur alt sind, noch mit der Natur, die jünger ist als ihre Anhänger. Und wenn schon der Verstand eine so natürliche Angelegenheit ist, wie man behauptet, warum soll es der Geist nicht sein. Der Geist spricht zwar aus dem Verstand, aber er offenbart sich vor dem Verstand. Jede Mutter rühmt ihr Kind, das zwar noch keinen Verstand hat, aber doch schon so viel empfindet. Schon? Woher hat es das Kind? Also muß es doch etwas geben, was außerhalb des Verstandes der Eltern und der Aelteren liegt. Das nämlich ist die eigentliche Anschauung, das Schöpferische, das Bilden aus sich, das Gestalten. Jeder Besenstiel ein Pferd. Nachher lernt man, höchst verständig, daß das Pferd kein Besenstiel ist. Auf dem Besenstiel konnten wir einst alle reiten. Auf dem Pferd ist es schwieriger, doch das lernt man schon.

Ein großes Staunen ist auf der Erde, wenn etwa ein Handwerker Gedichte schreibt. Ein Handwerker, ohne Schulbildung, der vielleicht sogar orthographische Fehler macht. Man ist noch nicht Dichter, wenn man orthographische Fehler macht. Man kann es sein und orthographische Fehler kann jeder Schüler verbessern. Technische Dinge sind zu erlernen. Man ist noch nicht Maler, wenn man keine Technik gelernt hat. Aber mit der Technik ist man es noch lange nicht. Die erlernte Technik wird von den Laien überschätzt und von den Kunstmalern. Es handelt sich nicht darum, Gelerntes zu lernen, es handelt sich darum, aus sich zu lernen. Auch das ist Technik. Formeln kann man

zwar anwenden, aber arbeiten kann man nur, wenn man den Ursprung der Formel kennt. Die Origo, der Ursprung, wird ja theoretisch sehr beim Künstler geschätzt, wie soll eine Originalität aus dem Ursprung eines andern Boden fassen, wenn man nicht einmal den Ursprung des andern, sondern nur seinen Stand nach dem Sprung auswendig lernt. Oder mit den Händen nachmacht. Während jener sprang. Die Origo ist doch nicht die Erfindung des allerältesten Meisters, dann wäre er allein nur Original gewesen. Auch er, der allerälteste Meister, muß doch irgend woher gesprungen sein. Sprünge werden wenigstens noch nicht verpachtet. Man kann sich auch die Originalität nicht leihen, selbst nicht von dem reichsten Künstler. Der Urgrund, aus dem der Ursprung erfolgt, ist kein Boden. Aus dem Ewig-Fliessenden springt der Künstler auf den Boden, er nimmt Gestalt an. Aber niemals wird das Ewig-Fliessende in gleicher Gestalt Form werden. Formeln lernen und Formeln nachmachen ist eine Beschäftigung für Schüler. Kind und Künstler fangen den Regen mit bittend geschlossenen Händen auf. Die andern nehmen den Regenschirm.

Nun haben die Denker die Sache erfaßt. Also Kunst ist gar keine Kunst. Die Denker können sich das Kaleidoskop nehmen und dann stürzen Farben und Formen ineinander. Oder sie sehen sich eine Palette an. Gewiß, Kunst ist ein Zufall, aber sie fällt eben nicht Jedem zu. Und das Kaleidoskop und die Palette sind kein Zufall. Sie sind nämlich gemacht. Kunst ist gar nicht schwierig, wenn man Künstler ist. Nicht der Meisterschafts-Springer, der aus unsichtbarer Höhe abspringt, gerät in Angstschweiß, sondern das Publikum. Es springt nur, wer springen kann. Gefahren sieht man unten. Das ist nicht die Kunst, daß er springt. Sondern daß er springt. Aber wir sind so ängstlich, daß wir den Andern das Springen verleiden wollen. Bleiben wir doch endlich einmal ruhig. Es springt nur, wer springen kann. Bewundern wir den Sprung und nicht die Gefahr.

Die Sonne fragt auch nicht ergebenst an, ob sie die Erde vergolden darf. Sie tut es. Der Künstler soll ergebenst anfragen. Warum soll er? Wem die Kunst zu sonnig ist, der kann sich ja begraben lassen.

Darf ich Sie nunmehr bitten, diese Bilder zu betrachten. Reinen Auges und reinen Sinnes. Sehen Sie nur. Kümmern Sie sich bitte zunächst einmal um weiter nichts, nicht einmal um die Namen der Künstler. Nehmen Sie einmal an, Sie erwarten einen Sonnenaufgang. Man muß ja nicht nur immer eine Sonnenfinsterniß sich ansehen, zu der man noch geschwärzte Gläser braucht. Der Sonnenaufgang wird vorausgesagt. Ich zeige ihn hiermit an. Aber nicht das ist erheblich. Erheblich ist es, die Sonne zu sehen. Auf welche Weise die Sonne aufgeht und wie sie es macht, das wird nie angezeigt. Mit Worten kann ich nur sagen, daß es bestimmt nicht gemacht wird. Das Scheinen ist eine Angelegenheit der Sonne selbst. Sehen Sie ruhig hin. Lenken Sie Ihren Verstand ab, sonst lenken Sie sich selbst ab. Gönnen Sie der Kunst wenigstens Minuten Ihrer Sammlung. Die Sammlung zur Kunst geschieht nicht vor Ihnen, aber sie geschah.

Glauben Sie an die Kunst und sie wird vor Ihren leiblichen Augen auferstehen.

Herwarth Walden

Der schöne Beck

Hermann Essig

Der schöne Beck war verlobt!

Wie ein Orkan brauste es durch alle Kneipen und Ballsäle. Wie hieß die Glückliche, welche das entzückende Bärtchen Henri quatre kratzen fühlen durfte? Eine Dame der Halbwelt natürlich. Man konnte sich denken, daß Beck, ein schöner Mann, Lumpengeschmack hatte.

Eine krause Wut zeichnete nach dem Bekanntwerden so manches Mädchenantlitz der Oberwelt. Ein Beweis, wie beneidenswert eigentlich die Unterwelt war. Und man zweifelte nicht, daß dieser schöne Beck es fertig bringen würde, die berüchtigte Elena in der Oberwelt heimisch zu machen.

Elena saß dann mit ihrem bukettierten Rufe wie ein Schatten mitten unter den Frauen des unantastbaren Leumunds. Es war nicht auszudenken. Und doch war Beck so schön, daß keine einzige gegen ihn Stellung zu nehmen wagte, er konnte sich einfach alles erlauben. Man murrte in der Stille und bewunderte seine Schönheit nach wie vor laut.

Ganz anders stand die Sache mit Beck selbst.

Wohl hatte er sich verlobt, aber nur, um scheinbar zu heiraten. Er wollte es prüfen, wie der Wirbelwind in die Krinolinen fuhr. Deshalb hatte er sich Elena ausgesucht.

Er hoffte diese Person ebenso leicht, wie er sie genommen hatte, wieder abschieben zu können. Dann wäre die Frauenwelt noch rasender um ihn geworden, wenn er wieder frei war. Beck war ein dämonischer Kavalier und hatte sich dieses Programm ohne Mephistos Hilfe zurechtgelegt.

Elena hatte in ihrem Leben schon wahrhaft viel hinter sich und hatte energische Nüstern. Freilich, der schöne Beck war kühn genug, ein Scherzspiel mit ihr zu wagen.

Elena, war sie so unerfahren geblieben, daß sie dies nicht von der ersten Stunde an merkte, wie er mit wohlgesetzten Liebesschwüren nahte, heißes Begehren in den Augen?

Offenbar ließ sie sich von Beck anbeten nach Herzensnöten und war der Spielball seiner Liebesleidenschaft. Man glaubte, ein Kindchen zu sehen, so verändert war Elena. Sie gab sich ganz ihrem Heiland, dem schönen Beck, hin und sie zeigte sich hingegeben, unwiderstrebend allem, was er von ihr begehrte.

So kam es, daß der schöne Beck viel von ihr hatte und genug hatte, ganz wie er ahnte. Er wußte, diese Hingabe an mich ist so groß, daß ich die Hingabe auch nicht einbüße, wenn ich Elena zu Boden trete.

Er erschien eines Tages bei ihr und erklärte ihr, daß ein Ende sein müsse, müsse. Er hatte erwartet Elena würde in Ohnmacht fallen, und er würde sie ein letztesmal in Krämpfen liegend, besitzen, aber es war anders gekommen, der schöne Beck erhielt eine glatte Ohrfeige.

Also so einfach kam er nicht los von ihr. Der schöne Beck mußte krank werden, er, der Held, mußte in eine sieche Krankenstube flüchten, um Elena zu entgehen. Er mußte tun, als wollte er seine Schönheit aufgeben, nur um ihr zu entrinnen.

Ueber Elena regneten die Flüche der ganzen weiblichen Einwohnerschaft. Wahrscheinlich hatte sie ihn krank gemacht. Sie war verrucht! Aber Elena blieb ruhig und trocken mit energischen Nüstern.

Beck wurde immer kränker, da die Braut ihn täglich besuchte. Er verfiel in Fieber, und er deutete dem Arzte an, daß die Besuche der Braut für ihn aufregend und schädlich seien. Natürlich wurden die Besuche sofort verboten. Elena lächelte, sie wußte schon. Es genügte ihr, wenn sie sich künftig beim Pförtner des Krankenhauses nach dem Geliebten erkundigte.

Beck fragte, ob die Braut es aufgegeben habe, sich für ihn zu interessieren. Doch er erfuhr, daß sie sich täglich zwei- bis dreimal sogar, unabwendbar, nach dem Befinden des todkranken Bräutigams erkundigte. Beck schwitzte furchtbar, und seine Taktik mußte durchdringen. Er verfiel in Delirium.

Elena, eine Dame der Unterwelt, mußte es zu dumm werden, sich mit einem kranken Kerl herumzuschlagen. Leider, Beck verrechnete sich gründlich.

Er bat darum den Arzt, der Braut ja seinen Zustand ungeschminkt mit der vollen erschütternden Wahrheit seines nahen Todes zu berichten.

Der Arzt berichtete einfach pflichtgemäß, daß es immer und immer, selbst den vereinten Anstrengungen von Professor, Medizinalrat und Assistenzarzt nicht gelingen könne, die Diagnose über die Krankheit des Herrn Beck richtig und präzis zu stellen.

Die Krankheit war ein absonderlicher Fall. Immerhin. Ein gewisses Fieber war da. Vielleicht Entlobungswahnsinn.

Wenn die Aerzte zum schönen Beck hineintraten, so lag er meist im Delirium, schließlich. Er delirierte von Ameisen, von Oxalsäure, von Büffeljagd, Tanzbeinen, Glasbläsern, Nordlandsreisen, Hauswirten, ausgenommenen Hühnern, überschwemmten Kellern, Orchideenzucht und Kletteraffen.

Ach, es war interessant, ihm zuzuhören. Der Medizinalrat ahnte bald, daß dieses Delirium nicht echt sein konnte. Das erste Mal blieb die Visite zwei Minuten bei Beck und hörte nur kurz, was er faselte.

Man verschrieb ihm eine Morphiumspritze mit leichtester Dosis.

Beck war entzückt, und er versäumte nicht, es Elena wissen zu lassen, damit sie Furcht kriegen würde, später einen Morphinisten zu besitzen, wenn sie ihn nicht endlich aufgab.

Das zweitemal verweilte der Rat eine Minute länger, und er flüsterte laut ‚Morphium‘, sagte aber leise ‚Wasser‘ in die Ohren der Assistenz.

Mit Beck wurde jetzt einfach Schindluder getrieben. Jedesmal, wenn die Aerzte mit grimmigem Gesicht bei dem Patienten verweilt hatten, mußten sie sich nachher krampfhaft zusammennehmen, beim Verlassen des Zimmers nicht laut hinauszulachen. Und der Medizinalrat war so perfid, täglich eine gezählte Minute länger bei ihm zu bleiben. Beck mußte auf diese Weise täglich länger delirieren.

Der Medizinalrat sagte scherzend zu seinem Begleiter: ‚Merken Sie genau auf, unser Lieber wird bald nichts mehr zu reden wissen, ich glaube nicht, daß er ein so vorzüglicher Dichter sein wird, bei jedem Tage seine Phantasie eine Minute länger zu dehnen.‘

Beck schwitzte allmählich Pein bei seinem Delirium, nun sollte er schon während der Dauer von ganzen langen fünfzehn Minuten immer neue Einfälle haben. Er merkte, daß er versagen würde, und änderte seine Taktik.

Er war ja unter Anwendung von Wasserspritzen bereits ein verzweifelter Morphinist geworden. Er beschloß, von jetzt ab in Apathie still zu liegen.

Der Medizinalrat hatte gewonnen. Als sie eintraten und Beck still lag, schlaff, scherzte er laut: ‚Sehen Sie, meine Herren, Herr Beck weiß nichts mehr.‘ In diesem Augenblick wäre er beinahe aufgeschnellt und aus dem Bett gesprungen, um das



Jacoba van Heemskerck: Holzschnitt / Vom Stock gedruckt

Krankenhaus, das keinen Erfolg verbürgte, zu verlassen. Aber er beherrschte sich noch einmal und blieb regungslos liegen. Doch eine gewisse leise Zuckung seines Mundes und ein bischen Farbe der Wangen war dem geübten Auge des Arztes nicht entgangen.

Da man allmählich längst erkannt hatte, worauf das Krankenspiel hinauslief, verschwor man sich nunmehr mit der Braut. Man wollte sehen, ob die Krankheit eine Besserung zum Guten nahm, wenn sie sich nicht mehr nach dem Herrn Bräutigam erkundigte.

Zwar am Tage nach der Entlarvung delirierte Beck wieder etwas, doch nur, indem er ein, zwei Worte lallte. Der Medizinalrat äußerte leise: ‚Meine Herren, der Fall scheint doch nicht ohne Bedenken.' Die Assistenz meinte, es wäre wichtig, endlich ein abschließendes Urteil zu bekommen, denn die Braut des Kranken habe nachdrücklich schon in der Frühe vorgesprochen, ‚sie müsse nun endlich wissen, ob er je wieder gesund würde, sie könne' — er setzte es ganz leise hinzu — ‚nicht ewig auf einen hoffnungslosen Menschen warten.'

Beck, als er es hörte, hämmerten die Pulse, endlich sollte wirklich die Befreiung kommen? Dann war es der Segen seiner Hartnäckigkeit im Simulieren.

Der Medizinalrat trat, durch den Bericht seines Assistenzarztes offenbar bestimmt, näher an das Bett und fühlte den Puls: ‚Sehr frequent und Deliriumerscheinungen äußerst bedenklich.' Damit verließ er den Kranken.

Für Beck schien eine neue Sonne aufzugehen. Als sie draußen waren, richtete er sich auf und lachte in seinen Taschenspiegel neue verliebte Faungesichter für Weiber, Weiber, andere als Elena.

Und wirklich schon am Nachmittag hatte sich Elena nicht mehr nach ihm erkundigt.

Nun fragte es sich, sollte er sehr rasch gesund werden oder noch eine Weile Delirium mimen. Um die Meinung vor den Aerzten nicht zu verlieren, entschied er sich für das letzte. Er war in der Not seiner knappen Phantasie allmählich auf die Idee verfallen, nicht mehr von Elefantenabenteuern zu delirieren, sondern lieber die nächste Umgebung des Zimmers nacheinander in absonderliche Betrachtung zu ziehen.

Er erfand damit reizende Dinge, und er freute sich der Wirkung auf die Aerzte. Namentlich ein großer Globus, der im Zimmer stand und seine liebe teure Mutter Erde darstellte, gab ihm eine Menge Gelegenheit zu astrologischen Viechereien.

Der Medizinalrat zeigte ein ganz besonderes Interesse für diese neue Epoche. Er ließ deshalb den Globus herausnehmen. Ueber das Fehlen des Globus delirierte dann Beck in der genialen Abstraktion: ‚Ich sehe den Mond nicht.'

Der Medizinalrat schmunzelte und dachte: ‚Warte, ein zweites Mal werde ich dich entlarven, aber so, daß du mir nicht entrinnen kannst.'

Er ließ vom Assistenzarzt die Erdkugel umdrehen, so daß der Südpol oben war und der Nordpol unten, sodann den Globus in seiner Verkehrtheit dem Kranken wieder ins Zimmer zurückstellen.

Zur Visite ging er diesmal mit ganz besonderer Stimmung, ließ sich natürlich äußerlich nichts anmerken.

Und es war prachtvoll, dieses Delirium! Eine vollständige abgerundete Sinfonie. Herr Beck sprach: ‚Butterstullen, Erde dreht sich verkehrt um die Sonne, pr Mauseschwänzchen.'

Dann war er still.

Der Medizinalrat wiederholte laut: ‚Butterstullen,' noch lauter, ‚die Erde dreht sich verkehrt um die Sonne,' ‚Herr Doktor, geben Sie einmal den Globus her! heda, Herr Beck, wollen Sie den Schwindel nicht eingestehen? der Globus ist allerdings verkehrt aufgesteckt.'

Ein Riesengelächter. Die ganze Pflegerinnen- und Schwesternschar stürmte an das umlachte Bett des Herrn Beck.

Der schöne Beck saß aufrecht und verlegen im Hemde vor all den Damen.

Ihn tätschelnd, meinte der Medizinalrat weiter: ‚Herr Beck, wir danken Ihnen im Namen der Krankenhauskasse sehr für Ihren langen Besuch, doch, da Sie Ihre Braut schon mehrere Tage los sind, so würde ich Sie bitten, anzuerkennen, daß die Erde noch gleich wie bisher umläuft, damit Ihr Bett für ernstere Patienten frei wird. Adieu, Herr Beck, Sie sind gesund und können gleich aufstehen und uns, ich hoffe, als geheilt, verlassen.' Damit reichte er ihm die Hand und befahl das Personal hinaus

Beck sah in seinen Taschenspiegel, klingelte und ließ sich vom Portier die Kleider beschaffen.

Während der Portier die Kleider herkommandierte und Elena die Entlassung des Herren Bräutigams telephonisch mitteilte, machte Beck herrliche gymnastische Uebungen, um seinen bettlägerigen Körper wieder apollisch zu fühlen. Er erkannte zu seiner ungewöhnlichen Freude, daß, wenn er einige Filetbeefsteaks gegessen haben würde, er wieder der alte magnifique schöne Beck war.

Und wie würden die Weiber, Weiber, neue Weiber bezaubert, wenn es herumlief, daß er wieder herumkavalierte!

Der Portier brachte die Kleider und erhielt ein klotziges Trinkgeld, worauf er die Mütze zog bis zu den Waden und stramm abtrat.

Der schöne Beck stopfte sich seit fünf Wochen das erste Mal wieder in die Hosen. Er sah dabei hinaus über die Platanen vor dem Portal des Krankenhauses. Er bemerkte jetzt erst, wie er sich selber freiwillig zu einem Gefangenen gemacht hatte. Aber der Preis war es wert. Für fünf Wochen Simulieren Freiheit von einem lästigen Weibe.

Den Leichtsinn einer Verlobung wollte er ja nie wieder begehen!

Verlobt war schneller als entlobt.

Er klingelte noch einmal, das letzte Mal. Die bedienende Schwester kam mit lächelndem Antlitz. Sie empfing den Obolus: ‚Ich werde es in die Opferkasse legen.' In angenehmer Laune sollte ihn das ganze Krankenhaus gehen sehen. Man sollte Respekt vor ihm haben. Er machte eine Schenkung. Der Medizinalrat kam noch einmal und lobte ihn und Beck befahl, um die Protzerei rund abzuschließen, eine Autodroschke.

Seltsam, der schöne Beck wußte doch überall alles um ihn herum auf die Beine zu bringen. Sein Abgang aus dem Spitale gestaltete sich zu einer Art Triumphzug. Die Fenster waren von Kranken belagert, um den Mann mit dem verkehrten Globus und der versagenden Deliriumphantasie zu sehen, Beck, den schönen, den großen Heuchler.

Er schritt dem Tor zu. ‚Portier, wo ist die Droschke?'

Der Portier, es sauste gerade ein Auto vor, rannte an das Portal, öffnete weit, aber das Auto stoppte vorher ab und hielt. Der Chauffeur winkte gegen den Wagenschlag, der Portier lüpfte die Mütze und öffnete dienstbeflissen.

Eine Dame entstieg mit prachtvollem Bukett.

Unter Beck wankte der Boden. Elena beglückwünschte ihn zur Genesung.

Was sollte er anfangen? Vor dem lachenden Hause mußte er sich von Elena, von der alten Geliebten, der er nicht mehr entrinnen konnte, in das Auto hineinküssen lassen.

Tut, tut und schwumms, schwang es sich im Galopp um die Ecke über eine der vielen Tiergartenbrücken. Dort entschwanden Beck und Elena der Welt.

Das vom Portier bestellte Auto lotterte unbeschäftigt trübselig davon.

Gedichte

Wilhelm Runge

Abendlied

Ihre goldnen Harfenseiten
zieht die Sonne
leise aus dem Vogellied
und sie hält dann
mit der Hand der Wälder
ihr verträumtes Auge zu
wenn der Tag geht grün
im Bett der Felder
in die sternbesäte Ruh

Trennung

In die Hand brennt mir die Welt
beim Abschied
Sonnenuntergang Sonnenaufgang
ist dein Blick
Deine Stimme
leises Abendlied im Heimatsdorf
Auf die Wiesen aller Kindheit
fällt ein Tau
Beuge still dein Haupt in Sehnsuchtstiefe
Scheiden weint nun
laut
in alle Nächte
gib mir nun noch einmal deine Lippen
Junirosenglut
und Sommerglück

Zur Musik

Sommer
heisser
liederschwerer
steigt aus meiner Haut empor
mohnrot wingt er sich verblutend in die Garben der Musik
und ein seidger Wind
durch Aehren
leise trällert hin
Auf der Schwelle dunkler Wälder
schlafen Schmerzen in das Dickicht
Und ein Tempelwerk von Tönen
wirft sich aus dem Schaum der Meere
in den Glanz der Taggestirne
in die Adern
stiebt das Glück
Fern in Schluchten der Verzweiflung
stirbt Getier
während süss das Rosenrot der Lieder
bunte Kinderschar durch Wiesen
tanzt den taubestrahlten Morgen
tulpentaumelnd
in der Himmel blaues Glück

Strophe

Sommerstund
der Tod ist bittrer
als die Mandel deines Auges
und der Abend kann nicht ruhen
Auf dem Kissen des Gebetes
eh du, im Gelock der Sonnen,
in den Schlummer deiner Wälder
senkst dein Antlitz
Träumer
Tag



Georg Schrimpf: Linoleumschnitt / Vom Stock gedruckt

Zug mit Verwundeten

In das Bienenvolk der Strassen
das in das Gelaub der Stadt
summend fährt
springt ein Tier aus fernen Ländern
heisses Keuchen aus der Lunge
schüttelt ab vom Mähnenrücken
in die dichtgedrängte Neugier grosser Häuser
fensterstarrend
graues Sumpfvolk aus den Gräben
Fetzen aus der Haut des Krieges
Blicke aus dem Zwang des Todes
und Gesichte
die aus Gräbern
durchs Gestrüpp der Bärte
zage
kauern
durch das Hämmern in den Ohren
das noch dumpf granatentosend durch die Pulse
dröhnt
fällt das sanfte taubenzarte
Streifen über Gänseblumen
Mädchenlachen
Schmetterling

Lied

Keiner trägt vom Hügel meinen Traum
diese Rose in der Hand des Monds
Schwingt mein Herz in seiner Hängematte
zwischen Frühling hin und Sommer her
stark wie Erdbeern duftet all mein Fleisch
süß und zart
und mein Blick mit Käferfüssen
hängt am Nelkenflitterkleid
Morgen bin ich summend
Hand voll Tau
bin ein duftend Gartenbeet
das die tausend Inseln seiner Lust
in das blaue Meer des Himmels hebt

Lied

Hand greift nach dem Wein der Wälder
der das schwere Sommerblut
in das gelbe Meer des Tages stürzt
und es wächst des Herzens volle Frucht
in der Stunden Gärten auf
Reifes Obst bist du, der Sinne Schwere
asternfarben blüht das Auge dir
und ein starker Herbstwind
weht mein Blut
durchs Gezweig der Adern hin
Brennend liegen meine Lippen wund
von der Sehnsucht wilden Stürmen
die nun vor dem starren Blick des Monds
ihre Flügel fallen läßt
doch neu auffährt
da die Sonne winkt
übers Felsgeäder aller Schmerzen
nach dem Gipfel
allen Glücks

Die Flut

Sophie van Leer

In der Mittagsglut hockt sie unter dem brütenden Dachgebälk und summt. Zwischen ihren Knieen klemmt sie eine Puppe.

Er windet den Körper durch die enge Wendeltreppe und läßt sich neben ihr nieder. Sie näht den zerrissenen Puppenleib, leimt eine blondlockige Perücke auf den kleinen Porzellanschädel, zieht Pantöffelchen aus Pappe an die winzigen Füßchen.

„Du!“

Sie beugt den Kopf vor.

„Du!“

Er legt sein Gesicht über ihre Schulter, seine Wange gegen ihre. Sie wühlt zwischen Puppenkleidern.

Er wirft ihr Spielzeug um, zertritt es, gleitet am Geländer die Treppe nieder.

*

Eine Glocke schlägt und eine Planke dehnt sich. Er wirft den Körper um. Heiß streichen seine Sohlen das Laken. Eine Flamme flackert im Winde, eine Lampe wiegt an einer Kette.

Seine Zunge wühlt am glühenden Gaumen. Sein Kopf zerrt über die Kissen. Seine Hände umkrammen die Pfosten. Wirr spinnen seine Finger auf der Decke. Die Hände zögern nach der Wand.

In Schluchzen gleitet er zurück und stürzt sich rücklings zu Boden.

*

Ihre Blicke haschen sich. Ihre Bewegungen holen sich ein, vereinen sich. Er atmet den Gesang ihrer Schritte.

Wenn sein Blut flehend raunt, tragen ihre Füsse sie nicht mehr.

Wenn seine Hand neben ihren Augen sich fragend senkt, bricht ihr Herzschlag auf und sprengt ihre Adern. Wenn der Wind den Blütenduft seiner dunkelblassen Haut herüber spielt, spülen wilde Wellen über sie und würgen ihre Kehle.

Hochauf werfen sie sich in den Himmel, fallen nieder in den lohen Brand der sie umleckt und flattert, wildgierig um ihr Lager schleicht und schmeichelt, duckt und taumelt, tänzelt, ringsum, ringsum.

Auf der Gondel seines Atems trägt er sie empor, bettet sie in Wolkenhängen, pflückt ihr Sterne, schattet ihre Lider.

*

Nachts hören sie die Gartenpforte klagen. Die Messingkette schwebt und schwenkt und stöhnt im Sturm.

„Höre mich. Rufe mich. Rette mich“, schmerzt er mit zerrissenem Atem und bäumt die Glieder.

Und ihr Gebet kniet neben seinem Bette. Kühl fassen ihre schmalen Finger ihn an und glätten mit Kosen die zerren Züge seiner irren Qual.

*

An schwülen Abenden in seiner Kammer martert zehrendes Verlangen sein Gehirn. Glühende Griffe schütteln sein Blut. Lüstern gehen seine Gedanken um.

Sein Tasten umwölbt ihre schneeigen Schenkel. Lechzend pressen seine Lippen den Rücken ihrer Hand. Seine Tränen schluchzen in ihren Schoß.

„Laß mich dein Sklave sein, den deine funkelnden Füsse treten. Um deine Bahre baue ich blaue Beete und wirke Teppiche aus glitzernden Silberhalmen.

„Die du in meinen Träumen bist, daß ich mein Lager blutend zerwühle. Im Dunkel zucken meine Glieder nach dir, umpranken tückisch deinen Leib, knieen deine Hüften. Brandend umbraust dich mein Begehren.

„Gib mir deine Tulpenlippen, deinen schimmernden Nacken, deine kleinen, zitternden Brüste.“

*

Zwei Schatten gleiten durch den nächtigen Weg. Ihre Füsse suchen scheuchen Schritts den Boden.

Der Weiher fröstelt. Sie stehn im Boot geschmiegt, umhüllen sich mit ihren Schultern.

Sie wiegen, leise, stärker, lauter, schwer im Beugen.

Wellen wachsen, kreisen, ebben.

Das Tagebuch

Kurt Heynicke

Ihre Augen sind schläfrige Gaslampen in den Kaffeehäusern. Die Sehnsucht vieler Männer hängt daran. Aber die Zungen des kleinen Kurortes sind ein goldenes Gitter um ihre Stunden. In der Sonne liegt sie ganze Tage und wartet. Mit kleinen Augen, die durch die Wimpern stechen. Sie hört das Leben mit der Liebe tanzen. Und fühlt: tote Glut im Kamin. Sie bangt nach der Flamme.

*

Meine Augen sind kühl, ich bin ein Schatten in der Glut. Ich hänge an ihr wie eines Arztes Messer und zerschneide jedes ihrer Worte. Sie höhnt mich knieen in ihrer Asche. Aber meine allmächtige Seele hockt auf dem flachen Gewässer ihrer Sinne und lacht.

*

Feucht wie ihr Mund sind ihre Worte und unwahr wie ihr Abschied. Ich habe Sehnsucht nach ihrer Einsamkeit in den Kissen. Sie ist ein Abend im See, rot und feucht und ein Rohrvogelschrei.

*

In der Sonne dehnt sich ihr Haar. Sein Duft brennt und bringt das Ende. Eine Stimme klopft: Töte den Tor! Ich lächle und bin Licht und Fackel über alles.

*

Ihr Atmen trinkt meine Ruhe. An ihrer Lippe höre ich ihre Seele wachsen. Um uns flutet die Mitternacht.

*

Ihre Augen wachsen in den Morgen. Ein Weib liegt am Wege. Ich bin ein Gang aus dem Dunkeln.

*

Meine Seele weint nicht. Meine Hand ist ein Gebet zum Himmel. Ich lege keine Blumen auf den Tod. Sie ist an ihrer Seele gestorben. Sie war zu klein für das Leben.

*

Ich gehe gen Mittag. Bald wird mein Atem müde sein. Die große Stille ist mein Ruhegenoß.

Der Weg

Kurt Heynicke

Geigen überklingen die Nacht. In den Bäumen verrinnen die Bogenlampen, schaukelnde Leuchtvögel in den Sommernächten. Die weiße Frau trägt ihre Augen verborgen, er quält sich in ihren Gang. Vor ihrem Blick wird seine Besinnung ein Wirrspiel, ihre Worte streicheln sein Blut. „In dir bin ich hell, Maria, du bist meine Kraft.“ Ihre Schönheit beugt sich vor ihm. „Meine Liebe ist ein Sarg, Jobst. Ich fühle das Ende.“ Sein Blut liegt auf ihren Lippen. „So kröne ich deinen Sarg mit meiner Lust!“ Sie bettet ihr Haar in seinen Schoß. Ein dunkles Lautenband überdämmert sein Leuchten. Seine Finger tasten:

Ich bin ein Abenlied
in den Wipfeln der hohen Wälder
ein Leuchten
dem Schreiten deines Ganges
Das Atmen deines Schlafes
ist meine Wiege
zur Nacht.

Im Fenster schwimmen Sterne. Ueber die Wege am Hause plätschert ein Flüstern. Die fremden Worte haben Hände bekommen. Böse Augen stechen in den Gang.

„Ich sagte alles, ich trage Fesseln und bin dir selber Kette.“ Ihr Weinen löscht seine Frage. Und

er lächelt über die Stunde und greift ihre Hand. „Ueber die Berge geht das Licht. Komm!"

Der Dampfer frißt die Wagen. Hinter dem Bug versinnt das Land. Und die Stunden zerbrechen die Zungen.

Das Meer ist vorbei. Fußunten die Wälder. Ihre Füsse bluten. Ihre Brust keucht tief. Da trägt er die weiße Frau an seinem Herzen. Die Berge leben, ihr Leibt trägt Schnee. Ueber den Gletschern lebt die Sonne.

Vom Tage fällt der Sonnenmantel. Der Abend steigt rot auf die Gipfel. Jobst trägt den Tod in seinen Armen. Lange schon. Ihr Herzschlag ist an seinem Munde verglommen. Die letzte Sonne blutet in den Schnee. Er taumelt in die Leere. Seine Hände greifen sonnhinab. Und er fällt aus dem letzten Tagesblick über den weißen Schnee in ein dunkles Tor, seinem weißen Weibe nach, in die Nacht.

Gedichte

Thomas Ring

Die Glut deiner Wangen erstickt müder Tod
Durch deine Hände quält bittres Weinen
Das Jauchzen deines Mundes welkt
Deine Augen schlafen.

Um deine Bahre trauern Engel
Dein Sterben haucht in stumme Nacht.

*

Blumen falten ihre Kelche
Die Sonne gleitet aus meinen Händen
Sterne verzischen im Meer.
Frierend kniet meine Sehnsucht vor dir.

*

Deine Hände spielen in meinen klagenden Blumen
Seufzer flattern gequält zu dir
Nacht tränt glitzertrunkene Sterne.

Du schreitest durch die schimmernde Stadt meiner Seele
Tempel tönen deinen Schritt
Gesänge jauchzen dir
Gemälde strahlen
Türme bäumen Gebete von Stein.

Blaue Falter meine Augen
Lichtwiegend
Tasten zag deine Glieder
Knospend beben meine Lippen.

Meine Sehnsucht schmiegt weich
Brandend wirbelt mein drängendes Blut
Um dich.

*

Stunden sickern blutige Tränen
Qualen spritzen gurgelnde Schreie
Wunden brennen flackerndes Grauen
Angst würgt
Und
Eist

Lippen zersiegen Traum
Augen zerstrahlen Nebel
Welten bersten
Zerstürzen.
Sprühen klingend tanzende Sonnen
Blühen funkelnde Sternenkränze
Schmelzen mondbespülte Gletscher
Duften leis märzranke Blumen
Wiegen im Schlaf.

Der Himmel weht Glut
Klänge taumeln
Jubel kränzt dich.

Maya

Der Tod kam. Gestern Nacht pochte er. Und mein Nebenmann ging. Heute Morgen ging die Sonne rot auf über dem Blut seiner Lippen. O du herrliche Sonne. O du sonniger Tod. Die Hände im Gebet verkrampft. Wir glauben alle. Und daß wir immer unser Leben wiedersehen — das ist das Grauen. Das ist das Wunder. Ein grauenhaftes Wunder ist dies tägliche Geschenk. Wenn wir sterben? Wir denken an dies und das — das, was der Gott ist. Und wir lieben unser Leben.

Mein Kopf liegt in den Kissen. Eine große Scham. Wellen schlagen die Adern über mir zusammen. Ei das Singen seines Blutes hören und wissen, daß es letztmal singt. Und wissen, daß man letztmal hört. Meine Lunge preßt die schwere Decke. Wie eine Ebene — endlos. Nein, meine Knie sind seelige Inseln. Das sanfte Lied ist meine Melodie. Und Hände — Hände sind Harmonien.

Wir liegen alle. In langen Reihen. In weißen Betten. Im großen Saal. Viel Fenster, die in die Kälte führen. Merken Sie, wie das langweilt. Draußen ist Leben. Wir aber frieren im Leben. Wir lieben die Wärme — die im Saal hockt. Die aus dem Ofen grient — ein Fratz. Wir kriechen dahin. Die Augen gleiten — tasten — fingern bleich störrisch an den Wänden. So kalt graust dies Weiß. Der schwarze Ofen ist meine Braut. Wenn sie käme. Fühlst du, daß ich an dich denke. Fühlst daß meine Augen bangen. Fühlst du das? Und dann kommst du nicht? Maya ist das nicht Grauen? Ich höre den Zug. Der kommt. Die Tür am Bahnhof schlägt. Die Schritte. Diese kleinen harten Schritte. Welches Lied! Oh du umträumte Geliebte! Die Straße am Kanal. Wie du das Eis bewunderst und dich wunderst. Ich weiß alles, was du denkst. Heliotrop ist dein Parfüm. Ein Vogel singt. Nun lauschst du. Wir lauschten oft. Im Winter. Auf der Bank am See. Vom Kirchhof schrie das Käuzchen. Komm mit — komm mit . . . Ich komme. Wie eine selige Gewißheit ist das. Der Lungenschuß neben mir bricht Blut. Das ist das Leben. Welch Leben — Die Sonne — Maya — die Sonne! Oh alles Glück. Oh alle Sehnsucht. Kommen Sie — Maya — nur einmal die Sonne sehen, die in unseren Saal scheint. Davor verblaßt meine Liebe. Liebe ist wunderlich — ist — ein zufälliges Zusammentreffen zweier Zufälligkeiten. Das ist mir nun Gewißheit. Und Sehnsucht — Sehnsucht ist auch ein Traum. Ein Traum nach einem Unerfüllten. Warum immer Träume.

Ich gehe neben dem Leben her. Man geht und geht und geht. Bis Sie müde sind. Dann kommt das Lauschen auf das Ende.

Wie wir tanzten. Wir saßen. Ihre weißen Hände. Maya — Ihre weißen Hände sind Lämmer. Sind ein heiliges Dulden. Mehr weiß ich nicht von Ihnen. Aber daß ich d a s weiß. — Oh Maya! Immer sehe ich Ihre Hände. Und Ihren Mund — als ich ging.

Sie kommt. — Ja sie kommt. Die Straße hat ein Ende. An der Brücke muß sie sein. Das Eis staut sich. Ich fühle ihr Jauchzen. Die Schritte — ihre Schritte. Gib Acht! — Du! — Du! — siehst du nicht — die Brücke. — „Was ist Ihnen?" fragt die Schwester. „Mir? Mir? — ich — mir ist so angst. Schwester die Brücke. Sie stürzt — — Ich bin doch naß — ich sinke — Schwester." Oh diese Augen. Deine Augen waren immer ein Wunder. Im Eis sollen wir brechen. Warum kamst du nicht früher. Etwas früher. Eine Sekunde früher.

Nun ist das Leben aus. Die Sehnsucht hat ein Ende. Der Traum ist zu Ende. Mein Kopf wühlt in Scham — ich bin froh im Ersticken. Nun folgt die Nacht. Oh du köstliche Nacht! Du süße Nacht. Geigen sind meine Nerven — die die Qual streicht. Der Tod geigt sacht. Doch meine Geigen schreien im wilden Mord. Ich fühle mein Blut über meine Hände springen. Daß es mein Blut ist. Ich lasse das Hirn im Schädel springen. Daß es mein Hirn ist. Wenn aber das Blut über den Schädel jagt, weiß ich, daß Gott ist und die Demut.

Du Braut — daß du nicht kamst war das Grauen. — Maya — daß Ihre weiße Hand nicht kam war das Ende.

Aber Gott ist.
Und die Demut.
Der Tod.
Und das Vergessen.

Kurt Striepe

Abgriffe

Herwarth Walden

Nach dem Fall

„Henry Marc-Klamaucke vielleicht wie kein zweiter vor ihm das Nicht-Ich ausschaltend am entgegengesetzten Pole den Ring geschlossen und sich in seine eigene Ich-Tiefe solchermassen versenkt, daß Alles Dasein der Dinge, alles Existente als über ihm projiciert erscheint und seiner visuellen Richtigkeit entbehrend nicht die begriffliche Notwendigkeit wohl aber die intellektuelle Empfindung eines Gesichtsfeldausschnittes auslöst." Das steht nicht in den Fliegenden Blättern sondern im Simplicissimus. Urheber dieses Textes und zweier Schmierereien hierzu ist Herr O. Gulbransson zu München. Der Simplicissimus veröffentlichte sie am 29. Februar 1916. Franz Marc, der Bayer, konnte diese Heimtücke nicht mehr belächeln, da vier Tage darauf die Tücke einer Granate ihn heimrief. Noch erfreut sich Herr Gulbransson in seinem Heim zu München der Sonne, die ihm nicht scheint. Aber sie scheint. Und sie brennt diesen Gulbransson, als ein Brandmal seiner Vergänglichkeit muß er gebrandmarkt weiterleben, keine Granate wird ihn von seiner Schande lösen. Gebrandmarkt muß er ewig durch die Straßen Münchens schleichen, Gulbransson, der Neutrale, der wider besseres Wissen gegen die Kunst Partei ergriff, im Burgfrieden.

*

„Franz Marc, der kürzlich für unser Vaterland den Heldentod starb, ist wohl einer der ehrlichsten und überzeugtesten unter den hiesigen Expressionisten gewesen." So beginnen die Münchner Neuesten Nachrichten ihren Nachruf auf den größten deutschen Maler, nachdem sie sich acht Tage lang besonnen haben, ob sie überhaupt von dem Tod des Künstlers Notiz nehmen sollen. Der ehrliche Tod überzeugt dieses Provinzblatt, daß Franz Marc wohl ehrlich überzeugt gewesen ist. Während seines Lebens hat es auch das bestritten. Aber das Unglaubliche geschieht. Der Münchner Kunstschreiber, der weder die Kunst noch das

Schreiben versteht, bringt es fertig zu hoffen, daß Marc mit der Zeit zu der Seichtheit dieses Münchner Schlamms gekommen wäre: „... erregte er Aufsehen und Widerspruch durch seine stilisierten und nach dem Grundsatz der Farbenübertragung ungewöhnlich gefärbten Tierstücke, blaue Pferde und eine gelbe Kuh. Sein Wille war aber echt und bei dem Ernste seines Strebens und der guten Grundlage, die er hatte, war mit Sicherheit zu erwarten, daß Marc sich aus jenen Absonderlichkeiten losgerungen und zu einem selbständigen und eigenartigen dekorativen Stil durchgearbeitet hätte." Dieser Kunstschreiber wird nie ein blaues Wunder erleben und eine gelbe Kuh sieht er nicht, weil ihm selbst gelb vor den Augen ist, wenn er gegen Kunst wütet. Es ist nicht absonderlich, daß ein Mensch ohne Grundlage die Kunst zu verstehen glaubt, trotzdem er nicht einmal bei einer Grundlage stehen könnte. Ein Schreiber, der nie ein Wort gesehen hat, ist zweifellos farbenblind. Ehrlich überzeugt ihn nur ein schmutziges Braun, das keine Farbe ist. „So bedeutet sein Tod sicher einen Verlust für die deutsche Kunst." Darf dieser Hiesige über Verluste reden, der noch heute für den Gewinn zu kurzsichtig ist.

Du, Franz Marc, hast München, Bayern, Deutschland in die Welt geweitet.

•

Der Kriegsberichterstatter der Vossischen Zeitung, Doktor Max Osborn, schreibt: „Später, als ich aus der Kriegswildnis wieder in die Stadt kam, ward es mir dann aus den Zeitungen bestätigt, daß Franz Marc am vierten März gefallen war. Der Zufallsweg hatte mich vor sein Grab geführt. Armer Junge, der du mit brausendem Kopf deine Weltenphantasien von märchenhaften Tieren auf die Leinwand brachtest. Wir hatten auf dich gehofft, auf dein eigenwüchsiges Talent vor Allem gerechnet, wenn wir daran dachten, wie sich die Kunstsehnsucht der neuen Malergeneration einst erfüllen würde."

Seht ihr denn seine Kunst vor eurer Sehnsucht nicht?

•

Der Simplicissimus vergnügt sich weiter damit, einfältigste Witze über Kunst zu machen. Seine Zeichner werden allmählich so talentlos, daß sie an Stelle ihrer unoriginalen Zeichnungen originale Photographien unberechtigt nachdrucken. Darüber wird man sich noch unterhalten. Während auf Seite sechshundertdreiundzwanzig Marc und Kandinsky beschimpft werden, liest man auf Seite sechshundertsiebzehn: „Klassische Schönheit. Der Schwertertanz von Olga Desmond fünf Mark und lebende Marmorbilder vom Schönheitsabend fünf Mark. Vier Probephotographien in eleganter Mappe für zwei Mark frei. Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den Simplizissimus beziehen zu wollen." Man kann nicht behaupten, daß der Simplicissimus in klassischer Schönheit gestorben ist. Ihm ist selbst nicht ganz geheuer, denn wir Leser, zu denen ich nicht gehöre, beziehen uns auf noch zwei Anzeigen, die neben der Schönheit klassisch stehen: „Zittern, Angstgefühl besonders in Gegenwart Anderer." „Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog wenig getragener Kavaliersgarderoben." Ja, meine schönen Kavaliere, die Gegenwart Anderer soll euch noch zittern machen.

Dieser Engel, kein Kind ist so rein

Der Ulk, in dessen Verlag auch das Berliner Tageblatt erscheint, veröffentlicht folgenden Witz: „Tochter: Mama, was wollen die Kubisten eigentlich? Mutter: Mein Gott, was haben wir Eltern es schwer heutzutage. Kaum sind die Kinder aus dem Alter heraus, wo sie unbequeme Fragen zu stellen pflegen, so treten sie in das Alter, wo sie noch unbequemere stellen."

Ich habe nicht Witz genug, diesen Witz des Herrn Fritz Engel witzig zu finden. Kunst ist eben nichts für Spießbürger, sie ist unbequem. Und Herr Fritz Engel wird in Fragen der Kunst nie über das bequeme Alter des neugebornen Kindes herauskommen.

Zu lustig

Ein Herr, der auf den lustigen Namen Moszkowski hört, veröffentlicht in den Lustigen Blättern eine Groteske „Siehst Du so aus?!" Später heißt es: „Er hatte soeben sein Selbstbildnis beendet, in jener merkwürdigen futuristischen Art, die auf Aehnlichkeit verzichtet und an deren Stelle eine aus Komik und Grauen gemischte Unmöglichkeit setzt: die Entmenschung des Menschen. „Entschuldigen Sie, wenn ich störe sagte die Fee, aber ich habe mich wohl in der Türe geirrt. Ich dachte, hier wohnt ein Künstler und ich wollte mich eigentlich malen lassen." (Anmerkung: die Fee ist zweifellos die bekannte Küchenfee). „Können Sie bei mir haben, entgegnete Gabriel; Oel oder Aquarell, Brustbild, Kniestück oder ganze Figur, ganz wie Sie wünschen." Man sieht, Moszkowski, der Vater der Küchenfee, hat noch nie ein futuristisches Bild gesehen. Auch er hat sich in der Tür geirrt. Die Herrschaften sind aus der Provinz. Ich schlage jedenfalls Kniestück vor, das auf Aehnlichkeit nicht verzichtet. Siehst Du so aus?! So siehste aus!?

Lustbarkeitssteuer

Ehrerbietigst schreibt der Vorstand des Vereins Berliner Künstler gez. R. Schulte im Hofe, erster Vorsitzender, an den Herrn Reichsschatzsekretär: „Es gibt sehr viele Menschen, die sogenannte Kunst kaufen und hierfür nicht unerhebliche Mittel aufwenden. Außer um fabrikartig hergestellte Werke handelt es sich um überpinselte photographische, mechanische Vergrößerungen. Die Zahl der Abnehmer ist beschämend groß und die Preise betragen in sehr vielen Fällen tausend Mark und sogar viel darüber. Sie würden unter den Begriff des Gesetzes nicht fallen, was umso bedenklicher ist, als gerade diese Machwerke Kunst und Künstler schädigen." Auch die überpinselten, mechanischen Verkleinerungen nach anderen Bildern oder Modellen sind keine Kunst. Die sehr vielen Menschen kaufen auch diese sogenannte Kunst. Wirklich künstlerische Werke werden aber nur selten als Kunst erkannt und dann noch lange nicht anerkannt. Diese würden also wahrscheinlich nicht zur Steuer der Kunst herangezogen werden. Zum Steuer der Wahrheit dürfen aber Vereinsbilder auch nicht als Kunst besteuert werden. Es bliebe also gar nichts für die Steuer übrig. Sodaß zu empfehlen wäre: Die Kunst im Haus und im Hofe bleibt steuerfrei. Jeder Verfertiger dieser Kunstabarten muß aber Steuer für die Ausübung seiner Tätigkeit zahlen. Die Liebhaber dieser schönen Künste können ruhig ein Opfer für die Zeit bringen, die sie Andern nehmen. Dieser Sport bedarf keiner Schonung. Und Fußballspielen ist gesünder als Malen. Die Farbenindustrie braucht sich nicht zu beunruhigen. Anstreichen ist auch in Kriegszeiten besonders beliebt. Und es gehört sogar viel Farbe dazu, andern Leuten seine Nation weiß zu machen.

Zum Verwechseln

Fritz Stahl von Mosse, März 1916: „Ganz sicher kann man das bei uns ja nicht wissen, da sich ein Geschäft das Oelporträts nach Photographien liefert, wirklich der Kundschaft höchster Kreise erfreut."

Der Sturm, Septemberheft 1915: „Die Maltechnik Franz von Lenbachs. Vom Herausgeber der Münchener kunsttechnischen Blätter, Maler Prof. Ernst Berger: Es wurde damals dem Künstler von den übelwollenden Neidern nachgesagt, er arbeite mittels oder nach Photographien und entwerte damit seine Bilder. Dieser Vorwurf ist sehr ungerecht. Er benutzte wohl die Photographie und machte sich die Pausen nach solchen für ihn eigens oder zu seinen Zwecken hergestellten Vergrösserungen. Wer aber solche vergrösserten Abdrucke kennt — wird wissen, daß es nicht so leicht ist . . ." Also. Trotzdem erfreut sich Meister Lenbach und so mancher Vereinskünstler der Kundschaft höchster Kunstkenner. Sie werden sogar von größten Kunstkritikern gewürdigt. Aber wenn einer sich ehrlich zur überpinselten Photographie bekennt, wird er der Kundschaft verleidet. Warum soll der Fischer aus Berlin nicht seine Netze über die höchsten Kreise werfen, wenn die höchsten Kunstkenner sich im selben Kreise drehen. Umsomehr, da doch die Bilder schließlich nicht nur den zahlenden oder bezahlten Modellen, sondern sogar sich untereinander zum Verwechseln ähnlich sehen.

Nachtrab

Es war in Wilmersdorf, im Monat Juli 1912, da schrieb die dortige Kunstzeitschrift: „Gegen den Futurismus: In den Kampf der Urteile, Manifeste und Programme, die der Einzug des Futurismus in Berlin mit sich brachte, gebot nicht allein ein Gefühlsmässig-Unsympatisches zu schweigen: das neue Bild selbst forderte energischer als jedes andere ein post festum. War doch, was da von draußen hereinkam, derart aus der Luft geholt, so jenseits aller Evolution, daß man, wiewohl mehr der schlechten Erziehung halber an die Stirn sich griff und einen Sessel zu Hilfe nahm. Nun ist es wohl erlaubt, aber auch Zeit, sich zu erheben; und mit ein wenig müder Ueberlegung des vielseitigen Introduktions-Geschreibsels vor dieses neue Bild hinzutreten und ihm seine Meinung zu sagen, der weder Uebereilung noch Vorsicht zu eigen sind, sondern der ausgeschlafene Widerwille gegen ein Partout, ein Unmögliches, eine Unkunst." Wilmersdorf liegt nicht bei Berlin und diese Vorortzeitschrift erscheint nicht in Deutschland. Deshalb wundere ich mich nicht, daß eine Reaktion im Februar 1916 auf die Aktion vom Juli 1912 erfolgen mußte. Der Wilmersdorfer verkündet: „Auch von dieser Sondernummer ist zu sagen, was von den übrigen zu sagen war: sie gibt kein vollständiges Bild von Italiens neuer Kunst und Literatur, sie will (und kann) nur anregend wirken. Viele der besten jungen sind hier (zum ersten Mal in Deutschland) beisammen: das ist Alles, was ich zu erreichen gesucht habe." Das stimmt nicht. Der Herr aus Wilmersdorf hat schon wieder seinen Vordersatz vergessen: „Da es mir nun doch möglich geworden ist, Soffici mit einer schönen früheren Arbeit für dieses Heft zu gewinnen, sind die Futuristen immerhin durch einen der ihren vertreten." Das stimmt nicht. Diese Arbeit hat Soffici nicht nach Wilmersdorf gesandt. Das weiß ich besser. Denn vor dem Vordersatz steht wieder ein Vordersatz, der vergessen wurde: „Leider ist es unmöglich, futuristische Kunst in dieser Numer zu bringen." Das glaube ich, die Wilmersdorfer scheinen sich allmählich auch an das deutsche Urheberrecht gewöhnen zu wollen, durch dessen Verletzung sie schon recht erhebliche Unannehmlichkeiten sich zuzogen. Aber es kommt immer noch besser: „Wir wollen aber wenigstens

die Begabtesten unter ihnen nennen: Umberto Boccioni, Luigi Russolo, Carlo D. Carra, Gino Severini, der Schöpfer des Pan-Pan, Ardengo Soffici." Diese futuristische Kunst, die in der Nummer nicht gebracht werden konnte, ist zwar nicht in Wilmersdorf, aber in Berlin und in allen Großstädten Deutschlands und Europas seit jenem Jahre 1912 vom Sturm ausgestellt worden. Besonderes Mißfallen erregte sie nur in Wilmersdorf. Und Soffici, von dem eine schöne frühere Arbeit gewonnen wurde, hat sogar allein zweimal in Sturm zu Berlin ausgestellt. Sogar mit schönen neueren Arbeiten. Boccioni war 1912 in Wilmersdorf besonders unbeliebt. Deutschland ist so groß, daß es über das Loch Wilmersdorf hinwegsieht. Wilmersdorf soll aber nicht im Namen von Deutschland sprechen. Der ahnungslose Wilmersdorfer empfiehlt angelegentlich die Verse von Marinetti, gegen den er im Jahre 1912 eine Rüpelei vorbrachte. Er empfiehlt auch die Sonette von Petrarca und schreibt in Klammern, denn Klammern sind seine Stärke: „(muß ich Dante nennen?)" Das sollte er Marinetti fragen.

Ich weiß bereits wer im April 1920 zum ersten Mal in Deutschland bei Wilmersdorf den dortigen Einwohnern vorgeführt wird. Leider ist es uns unmöglich. Die Herrschaften sollten lieber ihr Mögliches unmöglich machen. Sonst mache ich sie alle, Aktionäre und Reaktionäre, einmal gründlich unmöglich, wenn ich guter Laune sein sollte.

Die Natur pulst

„Zwei Schicksale entwickeln sich nebeneinander, die in entgegengesetzter Richtung führen: wir sehen die langsame Trennung zweier Gatten, die in wachsender Entfremdung ein fast gespenstisches Zusammenleben führen, auf der andern Seite vollzieht sich die Verbindung zweier Menschen, die äußerlich getrennt, innerlich von Anfang an für einander bestimmt mit langsamer Konsequenz sich auf einander zu bewegen." Erst führen die Schicksale entgegengesetzt, dann führen die Gatten ein Zusammenleben, andererseits vollzieht sich die Verbindung zweier Menschen mit langsamer Konsequenz aufeinander. Einerseits wird geschieden, dort demnächst gehochzeitet. Mit langsamer Konsequenz. Ein tragisches Schicksalsknäuel sieht man vor den Augen des Verlags S. Fischer, der sich also in dem Roman „Wandlungen" verheddert hat. Aber auch der lyrische Leser soll ins Garn gelockt werden: „Wie eine Arabeske flicht sich episodisch dazwischen — halb ernst, halb spielerisch — das zarte schwärmerische Verhältnis Anselms zu Jasmin." Falls das dem dramatischen Leser zu duftig ist: „Diese drei in sich noch mehrfach komplizierten Probleme sind in ihrer gegenseitigen Beeinflussung mit größter psychologischer Feinheit und Zartheit durchgeführt." Zweifellos ist es mehrfach kompliziert, wenn sich Probleme gegenseitig beeinflussen, während eine einseitige Entfremdung und eine zweiseitige Verbindung halb ernst, halb spielerisch durchgeführt wird. Zu solchem Quatsch gehört ein dicker Kitt, Wasser tuts freilich nicht, da muß das dunkle Blut heran: „Huchs tiefe dichterische Natur mit ihrem dunklen leidenschaftlichen Blut pulst durch den Roman." Wie wäre es den drei Liebespaaren ergangen, wenn die Natur nicht gütigst gepulst hätte. Wie es ihnen ergangen ist, lese man in dem Pappband siebente Reihe Nummer drei, Fischers Romanbibliotek. Die Worte schwollen, kühl bis ans Herz hinan.

Die Eigenart

Die Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig hat nicht nur ihren Alexander (Sascha) Schneider, sie hat nunmehr auch einen Künstler mit einer Eigenart entdeckt: „... erschienen vierundzwanzig ausgewählte Kunstblätter, die für die Eigenart Hans Thomas besonders bezeichnend sind. Die Eigenart Hans Thomas ist das Deutschtum." Diese Eigenart teilt er mit siebzig Millionen Menschen. „Zu einer Zeit, als ausländische Moden noch das deutsche Kunstleben beherrschten ...", zu dieser Zeit mußte auch das Vaterland der Herren Breitkopf und Härtel größer sein. Da vertrat diese eigenartige Firma die größten Verleger von Petersburg und Mailand, verlegte musikgeschichtliche Sammelwerke von England und Frankreich, gab Schriften in französischer Sprache heraus und machte also einfach die große Mode mit. Jetzt ist es kein Kunststück, eine Eigenart zu bekommen. „Selbst ein echter Sohn unseres Volkes, weiß er so innig und eindringlich die Heimat in Land und Leuten, in Wahrheit und Dichtung zu schildern, daß insbesondere seine von uns schon in vielen tausenden verbreiteten köstlichen Steindrucke so recht geeignet sind..." Insbesondere setzen sich die Herren jetzt für die deutsche Mode ein. Die Kunst in Deutschland wird mit bestem Willen nie und nicht einmal von den Herren Breitkopf und Härtel verlegt werden können.

Über Paul Klee

Zwei Briefe

Lieber Herr Walden

Ich habe die Besprechungen meiner Bilder in der Berliner Presse gelesen. Allerdings haben sie mir keine Freude gemacht. Würden Sie bereit sein, von mir eine Erwiderung gegen die Berliner Kritik im Sturm abzudrucken? Es ist mir unerträglich, so im Gegensatz zu Paul Klee gelobt zu werden. Ich möchte mich dagegen öffentlich auflehnen. Nicht etwa, um mir persönliche Genugtuung zu verschaffen. Was die Kritik über mich schreibt, kann mir im allgemeinen gleichgültig sein, nur in solchem Zusammenhang nicht. Die einzige Rücksicht, die mich hemmt, ist die Scheu, mich in einer so persönlichen Sache hervorzutun und die Angst, den Eindruck zu erwecken, Paul Klee bedürfe etwa der Hilfe Anderer. Das werden Sie wohl verstehen. Bitte raten Sie mir.

Wenn der Monat nicht schon vorgerückt wäre, möchte ich am liebsten den „Fries zu einem Musikzimmer" von der Ausstellung zurückziehen, wie ich schon früher einmal, bei ähnlicher Gelegenheit, mit einem Bild verfahren habe. Wohl ist er gut, wenngleich er eine überstandene Phase meiner Entwicklung darstellt. Aber diesen Leuten hat er nicht zu „gefallen". Daß er gut ist, können sie am allerwenigsten ahnen, geschweige denn, warum er gut ist. So kann er ihnen höchstens gefallen, so peinlich mir das unter diesen Umständen auch ist.

Mit besten Grüssen

Ihr

Albert-Bloch

Lieber Herr Albert-Bloch

Ich soll Ihnen raten und will Ihnen gleich helfen, indem ich Ihren Brief veröffentliche. So wahre ich Ihnen Ihre Scheu des Künstlers und Sie verwahren sich gegen das Lob der Ungelobten. Sie können stolz sein, daß Sie das Recht haben, sich aufzulehnen. Dieses Recht geben Ihnen Ihre Bilder, die über jenes Lob erhaben sind.

Ihr

Herwarth Walden

Notizen

Paul Hatvani

Strindberg

Das Buch ist in Chaos zerfetzt und Gott scheidet immer wieder Licht von Finsternis. Aber das Licht ist dunkel und die Nacht leuchtet. Durch den Satzbau einer unzähmbaren Heftigkeit rinnt Blut; und immer wieder stirbt das Tote und das Lebende erlebt Mittag und Mitternacht.

Die Worte schreien Stunden in den Tag; siehe, Visionen stehen hinter den Dingen der Welt. Da wandelt ein Hellseher durchs Dunkel und ein Mondsüchtiger findet Erde, nichts als Erde. Gespenstisch ist das Alltägliche geworden und alltäglich schreiten unerbitterliche Gespenster durch die Zeit. Es ist Winter zur Sommerszeit und die Schneelandschaft verbirgt Sommerblüte. Da sprechen die Dinge vom Wunder der Zeit. Und es ist Zeit, vor Allem Zeit. Die Zeit des Intellekts. Wissen und Wollen. Der Geist ringt mit der Materie, das Altertum erwacht und das Mittelalter grinst dazwischen. Sylva sylvarum. Der Gott versagt, richtet Swedenborg das Chas ein. Aber es ist auch die Zeit der Schlagworte. Und die Schlagworte schlagen Zwölf: es ist zu Ende mit ihnen.

Nun spielt die Landschaft Traum: Träume wandeln durchs Land und die Dinge erwachen zu neuem Schlafe. Der Hellseher sieht: aber Alles ist dunkel. Da beginnt das Herz zu leuchten.

Entwicklung aus den Dingen in den Sinn: wieder einmal ist das Symptom ein Symbol geworden. Und da Alles nur Entwicklung ist, Fortschritt in sich selbst und ewige Wiederkehr ohne Ausgang:

Er Mondsüchtige hat die Erde gesucht und die Erde gefunden. Irdisch war der Mond und irdisch war die Sonne der Landschaft.

Darüber aber, im Spiele des Chaos und im Schicksal der Welt, darüber aber, über Berg und Tal und Welt und Weib — grüßet Gottes Angesicht.

Bemerkung

Der Irrtum der Wissenschaft, die für jeden Abgrund einen Grund sucht, liegt nicht darin, daß sie ihn findet. Denn auch die Enträtselung sämtlicher Welträtselecken aller Zeiten und Zeitschriften wird den P. T. Einsendern höchstens einen Teil ihrer eigenen Gefühle verraten und was nicht vorher berechnet war, trifft nachher ohnedies nicht ein. Der Wissenschaft wird es immer wieder gelingen, uns zu beweisen, daß sie gerade so viel weiß, um eine selbständiges Dasein zu fristen. Zu wünschen wäre es aber, wenn sie endlich einmal einsehen könnte, daß sie niemals den Grenzen ihrer eigenen Theorien entrinnt. Daß sie also auch dort nur Methode ist, wo sie auf ihre Resultate stolz ist.

Die Persönlichkeit aber dringt über das Objektive jeder Abstraktion hinaus. Sie ist das Leben, — und darauf kommt es an. Und Persönlichkeit, die sich behauptet, ist eine zu Ende geführte Konsequenz und damit ein Vollkommenes.

Persönlichkeit ist kein literarischer Begriff; ebenso wie Wissenschaft kein philosophischer ist. Sie hat also mit Romanen und Novellen beliebter Schriftsteller nichts zu tun. Aber sie lebt und erlebt; sie fordert Anteil an Zeit und Welt und das ist gerade genug: die Wissenschaft mag sich mit der Weltanschauung begnügen!

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
Berlin W Potsdamer Straße 134 a
Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr
Tageskarte 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Monatlicher Wechsel

Vierzigste Ausstellung
Oskar Kokoschka
Otakar Kubin

Einundvierzigste Ausstellung
Georg Schrimpf
Fritz Baumann
Eröffnung 1. Mai

Sturm-Ausstellung zu Hagen in Westfalen
Zweite Ausstellung
Jacoba van Heemskerck

Sturm-Ausstellung zu Christiania
Zweite Ausstellung
Kandinsky
Gabriele Münter

Der Sturm vertritt folgende Künstler und verfügt ständig über deren Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken
Campendonk / Marc Chagall / Jacoba van Heemskerck / Kandinsky / Franz Marc / Georg Muche / Gabriele Münter / Nell Walden
Isaac Grünewald / Sigrid Hjertén-Grünewald
Fernand Léger / Archipenko / Boccioni / Carlo D. Carra / Luigi Russolo / Gino Severini
Fritz Baumann / Vincenc Benes / Albert-Bloch / Emil Filla / Albert Gleizes / Otto Gutfreund / Oswald Herzog / Alexei Jawlensky / Paul Klee / Oskar Kokoschka / Otakar Kubin / Carl Mense / Jean Metzinger / Francis Picabia / Pablo Picasso / Marianne von Werefkin / Césanne / van Gogh / Munch

---

Verlag Der Sturm
Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Monatsschrift Der Sturm
Erscheint am fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug
Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Einzelheft 80 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 8 Mark / Ein Halbjahr 4 Mark / Einzelheft 1 Mark
Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 14 Mark / Ein Halbjahr 7 Mark
Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: **25 Mark** / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 10 Mark / Fünfter Jahrgang und sechster Jahrgang je 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf / Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Beginn des neuen Halbjahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Sonst wird der Betrag durch Nachnahme unter Berechnung der Kosten eingezogen

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japanpapier in Mappe 25 Mark / Auf Costakarton in Mappe 15 Mark

Kandinsky-Album / Schrift des Künstlers über sich selbst mit sechzig ganzseitigen Abbildungen seiner Werke von 1901 bis 1913 / Album 10 Mark

Heemskerck-Mappe: Sechs handgedruckte und einzeln unterschriebene Holzschnitte / Auflage 30 Mappen / Mappe je einhundert Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm
Jedes Buch 2 Mark

Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie

Adolf Knoblauch: Die schwarze Fahne / Eine Dichtung /

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman

Paul Scheerbart: Glasarchitektur / In einhundertundelf Kapiteln / Sonderausgabe in zwanzig numerierten und gezeichneten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark

August Stramm: Du / Liebesgedichte
Nur gebunden 3 Mark

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / **II: August Stramm:** Rudimentär / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / **VIII: August Stramm:** Kräfte / **IX: Aage von Kohl:** Die rote Sonne / **X: Aage von Kohl:** Der tierische Augenblick / **XI: August Stramm:** Geschehen
Jedes Sturmbuch 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm
Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig

Herwarth Walden: Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm
Jede Karte 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: **Das Lachen** / Luigi Russolo: **Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt** / Gino Severini: **Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz** / Umberto Boccioni: **Abschied** /
Kandinsky: Komposition 2 / Komposition 6
Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale
Oskar Kokoschka: Utinam delectet
Robert Delaunay: La Tour
Jacoba van Heemskerck: Bild 2 / Bild 15
August Macke: Spaziergang
Sigrid Hjertén-Grünewald: Kinder
Karten von Münter / Marc Chagall (5) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw
Erschienen bisher 36 verschiedene Karten

Sturm-Künstler / Lichbildkarten / Karte 20 Pfennig: **1: August Stramm / 2: Herwarth Walden / 3: Jacoba van Heemskerck**

Sturm-Austellungskataloge mit Abbildungen
Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig
Die Futuristen / 60 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / **2 Mark**

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Der Abzug 10 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Blatt 5 Mark

Anna Scheerbart / Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / Muster im Sturm (Ausstellungskasse), wo auch Bestellungen entgegengenommen werden / **Deckel- und Vorsatzpapier Format 42×35 Mark 4**

Verein für Kunst
Leitung Herwarth Walden / Dreizehntes Jahr 1. April 1916 bis 31. März 1917 / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift Der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation

Dreizehntes Jahr 1. April 1916 bis 31. März 1917 / Die Sturmgabe, die die Mitglieder des Vereins für Kunst im Jahr 1916/17 frei erhalten ist nach Wahl: Heemskerck: handgedruckter und unterschriebener Holzschnitt auf Kaiserlich Japan-Papier oder zwei Kunstdrucke nach Wahl oder das Sturmplakat von Kokoschka

---

Neuanzeigen Der Sturm
Soeben erschienen: Kandinsky: Komposition 2 / Künstlerpostkarte / Karte 20 Pfennig

Erschienen: Herwarth Walden: Kunstmaler und Kunstkritiker / Gesammelte Schriften / Band I / 2 Mark / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Soeben erschienen: Kunstdrucke auf Bütten
Paul Klee: Kriegerischer Stamm
Oskar Kokoschka: Tierbilder
Das Blatt 5 Mark

Mitte April erscheint: Adolf Knoblauch: Kreis des Anfangs / Frühe Gedichte / 5 Mark

---

Anzeigen werden nicht aufgenommen

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26